



Belarussische Rentnerinnen demonstrieren in Minsk für unabhängige Präsidentschaftswahlen. (19. Oktober 2020)

Überwachung bis in den Schlaf

Wer erlebt hat, wie Unterdrückung in Belarus funktioniert und wie die Menschen sich dagegen wehren, kann nur den Kopf schütteln über den Flirt mit Diktatoren. **Von Andreas Neeser**

Es gibt wenige Wörter in meinem Vokabular, die eine Farbe haben. Stellschraube, Sandwich oder Pinzette etwa sind absolut farblos. Ebenso Matterhorn oder Langoustine oder Tesla. Die allermeisten Wörter sind in ihrem Gebrauch zwar in irgendeiner Hinsicht verhänglich, hinsichtlich ihres Farbwerts aber sind sie vollkommen neutral. Ganz anders die farbigen Wörter. Sie sind anstrengend, herausfordernd, unabhängig davon, wie ich sie verwende. Das Meer ist ein kaltes Waschmaschinenweiss, eher Irritation denn Farbe, als würde die Gischt aufschliessen, wenn es schon zu spät ist für alles. Der Tod ist grün, spitzes, trügerisches Frühlinggiftgrün. Einbildung ist das nicht, denn es sind immer Geschichten, erlebte oder erdachte, die für die Farbe solcher Wörter verantwortlich sind, traurige Geschichten, ohne Ende.

Überwachung ist das Wort, das 2007 in Baranawitschy eine Farbe bekommen hat. Die Überwachung ist Grau. Ein verschwiegene, verstockte, auf penetrante Weise stilles Mausgrau, unleserlich, weil in seinem Farbwert kaum identifizierbar. Die Farbe gehörte zu einer Frau in der Stadtbibliothek, wo ich auf Einladung der Partnerschaft Aargau-Belarus und des Goethe-Instituts Minsk lesen sollte. Ich bemerkte sie erst, als mein Begleiter mich auf sie aufmerksam machte.

Sie stand unauffällig, um nicht zu sagen unsichtbar, zwischen Tür und Tressen, ihr filzgraues Deux-Pièces hob sich kaum vom schmutzigen Weiss der Wand ab. Ihre strengen Gesichtszüge aber liessen mich nicht daran zweifeln, dass ihr im Rahmen der Veranstaltung eine wichtige Funktion zukam, möglicherweise eine, die die Durchführung der Lesung erst möglich machte. Nur, wie

Die belarussische Oppositionsführerin Swetlana Tichanowskaja bei einer Rede in Berlin. (5. Oktober 2020)



gesagt: Wäre ich nicht auf sie aufmerksam gemacht worden, sie wäre unsichtbar geblieben. Die Mäusin. Das Mäuschen. Tatsächlich war die Frau nichts anderes, wie ich später erfuhr. Ein Mäuschen, das Mäuschen spielte. Ein staatliches Aufpasserchen, das jedes unziemliche oder sonstwie verhängliche Wort dienstfertig an irgendeine verborgene Instanz rapportierte, die wiederum dafür besorgt sein würde, dass der oder die Fehlbare angemessen zur Rechenschaft gezogen wurde. Eine andere Funktion hatte dieses Mäuschen nicht.

Der lange Atem des Regenten

Die Ernsthaftigkeit, mit der ich nach der Lesung über die Frau aufgeklärt wurde, der Nachdruck, der in jedem Wort meines Begleiters lag, machten mir klar, dass Mäuschen in Baranawitschy nicht unterschätzt werden sollten und dass es solche Mäuschen auch anderswo gab. Meine einheimischen Begleiter hatten recht: Im Verlauf der Woche sah ich Hunderte Mäuse in verschiedenen unlesbaren Grautönen: in jedem Laden, in jedem Restaurant, in den Supermärkten, in den öffentlichen Institutionen. Die Tiere waren überall, und wie mir schien, gaben sie sich nicht einmal besonders Mühe, unentdeckt zu bleiben.

Meine erste Begegnung mit staatlicher Überwachung hat mich nachhaltig verstört. Beinahe körperlich habe ich damals die Kontrolle gespürt, auf Schritt und Tritt. Selbst wenn ich allein war, spürte ich einen unangenehmen Atem im Nacken, den langen Arm des Regenten, der mir nachstellen liess, und mehr als einmal - etwa, als ich nahe beim Präsidentenpalast fotografierte - schlug mein Puls deutlich zu schnell. In der ersten Nacht in Minsk war das nicht anders. «You want fun?», fragte die junge Frauenstimme, als ich um halb eins den Hörer des Hoteltelefons abhob. Dass diese Form der Prostitution offiziell verboten war, wusste ich, aber dass es offensichtlich geheimnisvolle Verbindungen zwischen Rezeption, Etagedamen und Prostituierten gab, Augen und Ohren, die mich bis in den Schlaf verfolgten, das begriff ich erst in jenem Moment. Und nein, Fun wollte ich nicht. Nicht so.

Es sind solche Erlebnisse, die mich als Schweizer sehr klein machen. Und demütig. Weil ich in Baranawitschy, Minsk, Mogilew oder Witebsk unglaublich viel literarische Neugierde gespürt habe, ein beeindruckendes Freiwilligenengagement für alle Formen von freier kultureller Äusserung. Immer auf der Hut vor den Mäuschen, deren Rapport einen den Job kosten oder ins Gefängnis bringen konnte. Immer in prekärer Mission unterwegs, manchmal halb, manchmal ganz

in der Illegalität. Immer ohne Angst, trotz aufgeschlitzten Autoreifen oder manipulierten Bremsen. Alles aus der Überzeugung heraus, dass Literatur den Blick weitet, den Kopf öffnet, den Boden für Veränderung bereitet. Das habe ich in den Augen des studentischen Publikums gelesen, und nichts anderes habe ich von all den Kulturschaffenden und Kulturvermittlerinnen gehört, mit denen ich ins Gespräch kam. Da war Hunger zu sehen, eine geistige Abenteuerlust, wie ich sie hierzulande viel zu selten sehe.

Vielleicht ist das, was dieser Tage auf den Strassen von Minsk passiert, der verzweifelte und trotzdem friedliche Protest gegen den autokratischen Präsidenten, mit einer Frucht der jahrelangen hartnäckigen Literaturvermittlung in Belarus. Vielleicht sind unter den Tausenden, die jeden Sonntag friedlich durch die Strassen marschierend die Freiheit einfordern, die ihnen Lukaschenko sechsundzwanzig Jahre lang nie in Aussicht gestellt hat und die sie gerade deshalb längst verdient haben - vielleicht sind unter ihnen nicht wenige, denen erst die Literatur eine Idee von Selbstbestimmung und von Mut zum kollektiven öffentlichen Widerstand gegen die selbstherrliche Staatsmacht gegeben hat.

Privilegiert in der Schweiz

Da ist aber auch das Bewusstsein, zu meiner helvetisch-demokratischen Privilegiertheit nichts beigetragen zu haben, das mich demütig macht. Hier geboren werden oder dort - und alles ist anders. Seit meinen Aufhalten in Belarus weiss ich, dass auch die grossen Wörter bei uns sehr klein sind. Mut. Kampf. Protest. Wer die Stimme erhebt gegen die staatliche Obrigkeit, hat hier nichts zu befürchten. Wer demonstriert, wird nicht in dunkle Transporter ohne Nummernschild geprügelt und anschliessend ins Gefängnis des Geheimdienstes gesteckt. Wenn wir scheitern mit unseren politischen Ideen, dann liegt es an der fehlenden Zustimmung von Gleichgesinnten - oder an uns selbst. Nie aber sind wir dem Diktat eines Einzelnen unterworfen, der zugunsten seines eigenen Machterhalts unsere Rechte nach Belieben mit Füssen tritt.

Tatsächlich kennt meine Generation das Wort Diktat nur aus dem Deutschunterricht (was wir da zu befürchten hatten, war einzig der Rotstift der Lehrerin), und in Geschichte haben wir die Definition von Diktatur von der Wandtafel abgeschrieben, Notizen gemacht zu Lehrervorträgen über die Unrechtsverhältnisse in der DDR und der Sowjetunion, oder wir haben Abhandlungen gelesen über die Greuelthaten im Dritten Reich. Was haben wir davon verstanden? Was

Meine Generation kennt das Wort Diktat nur aus dem Deutschunterricht, die Definition von Diktatur haben wir von der Tafel abgeschrieben.

hätten wir verstehen können, wir politisch Unversehrten?

Ich für meinen Teil habe erst in Belarus, 2007, und später, im Frühjahr und Sommer 2012, zu erahnen begonnen, was Überwachung heisst, oder Unterdrückung (auch ein Farbwort aus der Graupalette, Bleigrau) oder eben Diktatur: Aschgrau.

Wenn man morgens den präsidialen Limousinenkonvoi über den abgesperrten Hauptprospekt zum Regierungssitz fahren sieht; wenn einem im privaten Gespräch unvermittelt der Atem stockt, weil man sich nicht sicher ist, ob das Mäuschen in der Ecke nicht doch mithört; wenn man sich der Hundertschaften bewusst wird, die zu Billiglöhnen die Städte sauber halten und hauptsächlich dazu dienen, die staatliche Arbeitslosenstatistik zu schönen - dann beginnt man zu ahnen, was die Wörter bedeuten. Überwachung, Unterdrückung, Diktatur.

Deshalb - dies nur nebenbei - schäme ich mich für alle, die auf unseren Strassen seit Wochen lautstark für ein Ende der politischen Massnahmen im Zusammenhang mit Covid-19 protestieren. Das Recht auf Meinungsäusserung ist ihnen in einem Rechtsstaat wie der Schweiz unbenommen. Wenn aber in unerträglicher Verkennung und Verkehrung der Tatsachen gegen eine vermeintliche Gesundheitsdiktatur, Mediendiktatur und Impfdiktatur angebrüllt wird, geht das weit über eine polemische Zuspitzung von Sachverhalten hinaus und entlarvt die Demonstrierenden letztlich als menschenverachtende Ignoranten. Allein der Gebrauch des Wortes Diktatur in diesem Zusammenhang muss für jeden Menschen aus Belarus wie blanker Hohn klingen. Erst recht für jene, die unermüdet Nischen aufspüren, in denen ein unabhängiges kulturelles Leben stattfinden kann, für jene, die auf der Strasse für die Befreiung von der alltäglichen Unterdrückung kämpfen, für jene, die an Schreibtischen, auf Bühnen, vor Leinwänden unter Einsatz ihres Lebens ihren künstlerischen Anliegen Ausdruck geben - mit einem Mut, wie wir ihn nur vom Hörensagen kennen.

Andreas Neeser (*1964) ist Schriftsteller und lebt im Aargau. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Wie wir gehen».